Gegenwart

Sport, Kunst und Spiel – Reitkultur im 20. und 21. Jahrhundert

Peter Kreutz

> *„Way ma zu am Viach is, sua is ma! – Wie man sich einem Tier gegenüber verhält, so ist man wirklich“*
>
> Oberpfälzer Redensart

Das Pferd im 20. Jahrhundert

Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts veränderte Stellung und Funktion des Pferdes grundlegend. Die Veränderungen nahmen in den 1960er und 1970er Jahren breit Fahrt auf und gehen gemeinhin mit dem Schlagwort „Mechanisierung der Landwirtschaft“ einher. Nie war – glaubhaften Hochrechnungen zufolge – der Pferdebestand in Deutschland höher als an der Schwelle zu den 1970er Jahren, nicht im 19. Jahrhundert, nicht in der Neuzeit, nicht im Mittelalter. Seither sinkt die Zahl. Gebrauchspferde, die Fuhrwerke, Pflüge und sonstiges landwirtschaftliches Gerät zogen, sind völlig verschwunden. Eine Kavallerie kennt die deutsche Armee nach 1945 nicht mehr (von den vereinzelten „Tragkompanien“ einmal abgesehen). Und doch sollte man sich vor Augen führen, dass noch der Zweite Weltkrieg zu Pferd und von Gespannen aus geführt wurde. Konservativen Schätzungen zufolge sollen während der sechs Jahre nicht nur Millionen Menschen zu Tode gekommen sein, sondern auch mindestens zwei Millionen Pferde. Gebrauchspferde im 21. Jahrhundert bewähren sich immerhin in Polizeireiterstaffeln vor Fußballstadien und bei Massendemos. Es gibt Therapiepferde, die wertvolle Dienste leisten. Wo Pferde gehalten werden, sind sie in Europa aber hauptsächlich Luxustiere, die als Freizeitpferde eingesetzt werden oder als Sportgerät – und der Begriff ist bewusst gewählt.

Literatur zum Thema gibt es durchaus, allen voran „Das letzte Jahrhundert der Pferde“ des Feuilletonisten Ulrich Raulff (München 2015). Es ist ein Lesevergnügen. Manche seiner Thesen – etwa, das Pferd habe „Städte und Länder verbunden“ und „Kriege entschieden“ – bedürfen allerdings der Differenzierung. Anders das Buch „Pferd und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung“ von Erhard Oeser (Darmstadt 2007, ISBN: 978-3-534-26839-9), das die Historie von der Zähmung der Wildpferde bis in die Gegenwart nachzeichnet – auf 180 Seiten und so notwendig Skizze bleiben muss. Lesenswert, aber extrem knapp. Dieser Aufsatz hier wird noch deutlich kürzer werden, er beansprucht aber auch nicht, die Entwicklungsgeschichte zwischen Pferd und Mensch seit dem Neolithikum substanziell zu erzählen.

Der Umgang mit Pferden, das Reiten und das Fahren gehören zu den großen Kulturtechniken der Menschheit, und das Pferd lebt mindestens ebenso nahe am Menschen wie der Hund. Deshalb wird hier kulturgeschichtlich vorgegangen: nicht linear erzählend, sondern eher phänomenologisch und vielleicht auch ein wenig semiotisch – eine Hommage an den großen Semiotiker Umberto Eco (1932-2016). Grandios seine „Geschichte der Schönheit", München 2006, ISBN 978-3-423-34369-5. Eine hippologische Geschichtsstunde ist hier schlicht nicht beabsichtigt. Ohne den Blick zurück in die menschliche Kulturgeschichte des Westens und Europas wird man das anspruchsvolle Thema aber kaum valide fassen können.

Wir haben auf den Seiten zuvor gesehen, dass das Pferd, das sein Haupteinsatzgebiet noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts in der Landwirtschaft hatte, das im Militär eine große, aber keine schlagend entscheidende Rolle gespielt hat, das ansonsten in hohen und höchsten gesellschaftlichen Kreisen zur Selbstdarstellung und Repräsentation gehalten wurde, diese Rollen und Funktionen im 19. Jahrhundert sukzessive verlor und im 20. Jahrhundert endgültig einbüßte. Das 20. Jahrhundert war nach statistischen Kriterien durchaus ein „Jahrhundert der Pferde", eines der Ackergäule freilich.

Wenn man ab den 1970er Jahren auf die Pferdeszene blickt, so tritt ein völlig anderer Aspekt in den Fokus, der sich anderthalb Jahrhunderte zuvor von England kommend über Frankreich auch in Mitteleuropa angekündigt hat, der, dass man sich Pferde für den Sport hält. Am Anfang stand wahrscheinlich der Jagdsport querfeldein und das Galopprennen, teils querfeldein, teils auf präparierten Bahnen, die sich ab dem mittleren 19. Jahrhundert auszubreiten beginnen. Es folgen Vielseitigkeitswettbewerbe, teils als Military, teils als „moderner" Fünfkampf, und natürlich die reinen Dressurprüfungen und die reinen Springwettbewerbe. Auf das Voltigieren, Wettkämpfe im Westernreiten und die sogenannte Working Equitation sei zudem hingewiesen und die Liste ließe sich weiter verlängern.

Nach 1945: Vereine und Massenkultur

Es ist in den vorstehenden Absätzen augenfällig geworden, dass das turniermäßige Reiten in allen verbreiteten Varietäten seit den 1970er Jahren Entwicklungen unterworfen war, die die westlichen Gesellschaften in diesen Zeitschichten sämtlich prägten: diejenigen der Popularisierung und der Massenkultur. Mit dem Reiten verhielt es sich dabei nicht grundsätzlich anders als mit anderen Sportarten. Nehmen wir etwa das Tennis. Es galt ursprünglich als außerordentlich vornehme Sportart, die nur von wenigen privilegiert und elitär betrieben worden ist, als „weißer Sport", der um die Jahrhundertwende zum 20. Jahrhundert von Männern und Frauen gleichermaßen, das war das innovative, unter der englischen Bezeichnung „Lawn-Tennis" gespielt wurde – in rein weißer Kleidung, daher der Name. Selbst die kaiserliche Familie ließ sich unweit ihres Wohnsitzes im Neuen Palais von Potsdam einen eigenen Tennisplatz errichten, denn gerade die jüngere Generation, Kaiser Wilhelm II. und seine Gemahlin Auguste Victoria hatten sieben Kinder, eifrig frequentierte. Das gehobene Großbürgertum tat es ihnen gleich, eigene Tennisplätze waren eine Art Statussymbol. Nach

dem Zweiten Weltkrieg entwickelte sich das Tennis zu einer Breitensportart, ja zu einer Volkssportart, in der Wohlstandsphase der 1960er und 1970er Jahre entstanden Tennisclubs und Tennisvereine in großer Breite.

Wiederum etwas später folgten kommerzielle Trainingshallen und Tennisplätze in der Fläche. Dass das Golfen ursprünglich eine sehr elitäre Veranstaltung war, ist bekannt. Dass es in den 1980er und 1990er Jahren, von den USA her kommend, regelrecht populär worden ist, ebenso. Etwas zeitversetzt zum Tennis entstanden zunächst exklusive Golf- und Landclubs, etwas später einfachere Golfclubs und Golfvereine in der Breite, noch etwas später kommerziell durch jedermann und jede Frau nutzbare Golfanlagen zu 9 Loch, zu 18 Loch oder noch größer. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der von Ludwig Erhard (1897-1977) propagierte „Wohlstand für alle“ in Mittel- und Westeuropa tatsächlich breiter Wirklichkeit. Weite Kreise der Bevölkerung konnten erstmals an Unterhaltungselektronik fürs Wohnzimmer denken, an Motorräder und kleine Autos – und an regelmäßigen Freizeitsport jenseits der Mannschaftssportarten, allen voran des Fußballs. Dieser Sport durfte auch Geld kosten. Der Wohlstand hatte es ja geschaffen, und man gab es gerne aus. Die Italienreise im „Schneewittchensarg“ (Spitzname für den Messerschmitt Kabinenroller) und der BMW Isetta („Knutschkugel“) war der Anfang, die Mitgliedschaft im Tennisclub das nächste, bevor zum Eigenheim fortgeschritten wurde.

Das Reiten war hier keine Ausnahme. Dass diese Beschäftigung durch alles, was damit verbunden ist, kostenintensiv ist, bedarf keiner Erläuterung. Reiten erfordert stets, zu allen Zeiten, Wohlstand. Doch sank diese Schwelle durch die Massenkultur der Nachkriegszeit ebenso wie bei anderen sportlichen Betätigungen. Auch hier förderte das deutsche Vereinswesen die Popularisierung. Die in den Nachkriegsjahrzehnten gegründeten Reitvereine oder Reit- und Fahrvereine – wer sich elitärer geben wollte, nannte sich „Reitclub“ – brachten das Reiten in die Fläche. Sie gaben zugleich ehemaligen Kavalleristen Stellung und Auskommen, für die es beim Militär keinen Platz mehr gab: zunächst, weil die junge Bundesrepublik kein Militär unterhalten durfte, ab 1955, weil die Bundeswehr auf berittene Einheiten verzichtete. So kamen gerade zahlreiche vormalige Unteroffiziersdienstgrade der Reitertruppe der Wehrmacht als Reitlehrer unter, die sämtlich eines mitbrachten: eine umfangreiche reiterliche Erfahrung, die sie professionell durch jahre- und jahrzehntelangen Dienst erworben hatten.

Wirkliche Reitkultur aber und wirkliche Ausbildung bis in die hohe Schule hinein brachten die wenigsten mit. Denn dazu hätten sie adeligen oder großbürgerlichen Hintergrund haben müssen und die wenigsten, die vor dem Krieg diesen Gesellschaftsschichten angehörten, hatten sich nach 1945 als Reitausbilder zu verdingen. Man musste schon Egon von Neindorff (1923-2004) heißen, Pferdeenthusiast durch und durch und Pferdemensch vom Scheitel bis zu Sohle sein, um diesen materiell schwierigen Weg zu gehen. Umgekehrt zeigte er mit seinem Institut in Karlsruhe, was Pferdeausbildung und was Reiten auch sein kann: Nicht nur Freizeitgestaltung mit dem Tier, nicht nur Wettreiten nach festgelegten Aufgaben und Parcours, sondern ethisch avancierter Umgang mit dem Pferd in Form traditionell verfestigter und fortgesetzt reflektierter Erfahrung und voll von geschichtlichem Be-

wusstsein. Reiten, das die Würde des Pferdes ins Zentrum rückte und den reitenden Menschen an seinem Verantwortungsbewusstsein für diese hoch sensible Form der ernsthaften Beschäftigung festhielt. Reiten nicht als Sport, sondern als Kunst und Kunsthandwerk im Umgang und im Zusammenwirken mit dem hoch entwickelten Säugetier Pferd.

Einzelmeister

Mit seinem Ansatz war von Neindorff ein eher einsamer Rufer in der reiterlichen Wüste der jungen Bundesrepublik. In Österreich wirkte mit ähnlichem Anspruch Alois Podhajsky (1898-1973), der die Spanische Reitschule in Wien faktisch neu erfand und als reiterliches Naturtalent gestaltete, das komplett außerhalb dieser Institution ausgebildet worden war, ihr direkt als Direktor („Oberst“) vorgesetzt wurde. Nach ihm geriet das Haus zusehends in das Spannungsfeld zwischen reiterlichem Anspruch und touristischer Erwartung.

Aus dem fernen Portugal vernahm man von dem Ausnahmekönner Nuno Oliveira (1925-1989), der noch bei Angehörigen des königlich portugiesischen Marstalls gelernt hatte. Mit seinem intuitiven Pferdeverständnis und einem in endlosen Studien und reicher Erfahrung gewachsenen Wissen um Reiten und Reitkultur wurde er zu einem Monument des essenziellen, eleganten Reitens – auf der Grundlage der Lehre François Bauchers, aber auch in Kenntnis Gustav Steinbrechts. Er beeindruckte mit seinem reiterlichen Vermögen und seiner Persönlichkeit die Abordnungen von Reitsportverbänden und reiterlichen Institutionen in West und Ost nachdrücklich, seine Prinzipien zu eigen gemacht haben sich aber die wenigsten davon.

Das Gros der Reiterinnen und Reiter im ökonomisch prosperierenden Mittel- und Westeuropa gab sich gediegen sportlich. Die Generation der Nachkriegsjahrzehnte hatte erstmalig in der moderneren Sozialgeschichte die Möglichkeit, ihren neuen Wohlstand individuell auszuleben. Die individuelle Verwirklichung von Persönlichkeit war Anspruch und Ziel, der schulmäßige Existenzialismus mit sozialistischer Verbrämung schwer en vogue. Das Wort vom Genuss begann die Runde zu machen, von der Lebensqualität und dem „besser als“ und wer Pferde hielt, gehörte definitiv zu den besseren Kreisen dieser „nivellierten Mittelstandsgesellschaft“ – mit Pferdeverstand oder mit reiterlicher Noblesse und Kultur hatte das kaum zu tun. Reiten wurde nicht mit Eleganz betrieben, sondern mit sportlichem Ehrgeiz. Schleifen und Pokale waren maßgeblich, nicht ein langes und gesundes Leben der dabei und dafür genutzten, ausgenutzten und verbrauchten Pferde. Pferde wurden – zumindest teilweise – einmal mehr zu Konsumgütern, die man sich gönnte und bei Bedarf ersetzte. Ein „Jahrhundert der Pferde“ war auch das 20. in christlicher Zählung nicht, trotz der enormen, historisch beispiellosen Anzahl an gehaltenen Pferden, nun vornehmlich Warmblütern, hat das Pferdebewusstsein, hat die Reitkultur keinen Aufschwung genommen. Das Pferd wurde Sportgerät, zumindest in sehr vielen Fällen.

Wirtschaft und Sport

Will man auf das Pferd im Sport blicken, gleich viel, ob man von Freizeitsport reden möchte oder von professioneller reiterlicher Betätigung, so ist zunächst augenfällig, dass es sich um ein Segment von enormer wirtschaftlicher Bedeutung handelt. Die Wertschöpfungskette beginnt bei Zucht, Ausbildung und Beritt. Sie reicht über Unterricht aller Art, in Präsenz und medial, über Literatur zu allen Facetten des Umgangs mit Pferden und über Ausrüstung für Pferd und Reiter in überbordender Vielfalt, je nach vertretener Methode. Hinzu kommen Anlagen, Ställe und Trainingszentren samt den Gewerben, die sie errichten, Hufschmiede und Hufpfleger, Tierärztinnen und Tierärzte, Homöopathen, Physiotherapeuten, Osteopathen – und die Einrichtungen, an denen man all das lernen kann, in längeren oder kürzeren Zeiträumen, je nach Verständnis von sich, dem Pferd und der Welt. Das Freizeit- und Sportpferd ist ein Wirtschaftsfaktor und ein Umsatzgarant erster Güte.

Und doch stellt sich die Frage, warum reitet man im 21. Jahrhundert? Bei der Antwort darauf kommt das Wort „Sport“ vor, auch wenn andere Motivationen in den letzten Jahrzehnten hinzugekommen sind. Bleiben wir aber beim Sport, denn er ist es, der nach wie vor den übergroßen Kern der Gruppe reitender Menschen und vieler der Phänomene bildet, die gerade aufgezählt wurden. Reiten als Sport. Was aber ist „Sport“? Nach einer gängigen Definition (siehe Scheffen, Zivilrechtliche Haftung im Sport, NJW 1990, S. 2658, nach The New Caxton Encyclopedia, 1973, S. 5502.) sei Sport

> *„occupation in physical activities in which men or women ´disport´ themselves either in relaxation or in competition“*,

also Hingabe an eine körperliche Tätigkeit, bei der sich Männer und Frauen entweder zur Entspannung oder zum Wettkampf ´belustigen´. Es ist in der Tat zutreffend, dass sich das Wort „Sport“ vom englischen to disport ableitet, das man durchaus mit sich vergnügen, sich belustigen, Kurzweil haben, übersetzen kann. Sport wäre von daher körperliche Aktivität, um sich selbst zu vergnügen, entweder in der Freizeit oder in Wettkämpfen.

Nimmt man auf der Grundlage der genannten Definition in den Fokus, was gemeinhin als „Sport“ gilt, so wird man die meisten der gängigen Sportarten darunter fassen können, die man dann weiter in Mannschaftssportarten, die man in Gruppen ausübt, meist in mehreren Gruppen gegeneinander, und in Einzelsportarten unterteilen kann. Und wiederum weiter in Kontaktsportarten bis hin zu Kampfsportarten hier und in Parallelsportarten dort. Einige verbindende Kriterien immerhin lassen sich so anführen, um Sport von reiner Freizeitbeschäftigung abzugrenzen: Sport zeichnet sich durch körperliche, mindestens motorische Aktivität von unterschiedlicher Intensität aus, wird in Leistungsabsicht bis hin zu (regelmäßigem) Wettkampf betrieben, es bestehen Vereinigungen und engmaschige Regelwerke und der Sport wird traditionell mit ethischen Ansprüchen wie Fairness oder Achtung des Gegners verbunden.

Und doch bleibt die Definition, bleiben die Kriterien unbefriedigend, denn Schach, Golf, Segelfliegen oder Dart gelten als Sport, obwohl die Anforderungen an körperliche Aktivität – vorsichtig formuliert – überschaubar bleiben, man kann es jeweils austrainiert erfolgreich

betreiben, aber durchaus auch jenseits solch körperlicher Verfassung. Der Hooliganfight in irgendeinem Fussballstadion wiederum hat diese körperliche Aktivität sehr erheblich und folgt zumeist striktesten traditionellen Regeln, selbst eine gewisse Ethik wird man den Beteiligten kaum absprechen können (wenn auch vielleicht keine allgemein achtenswerte) und doch widersetzt sich manches, diese „Beschäftigung“ als „Sport“ anzusprechen. Die Definition des „Sports“ bleibt defizitär. Sport ist Sport.

Reitsport

Der Reitsport erfüllt alle wesentlichen Kriterien, die gerade für den Sport insgesamt zusammengestellt wurden. Doch unterscheidet er sich in einem – sehr wesentlichen – Aspekt von sonstigen Sportarten, die in einer Mannschaft oder parallel zueinander ausgeübt werden: ein Tier, ein Pferd ist zentrale Voraussetzung für seine Ausübung. Nicht irgendein Tier, sondern ein hoch entwickeltes Säugetier, das nicht nur über ganz ausgezeichnete körperlich-motorische Fähigkeiten verfügt, sondern auch und insbesondere über ausgeprägte kognitive und intuitive Fähigkeiten, durchaus Intelligenz, und zudem einen je individuellen Gefühlshaushalt hat. In keinem dieser Kennzeichen gleicht es dem Menschen, aber gerade die spezielle Ausprägung dieser Merkmale beim Pferd als Pferd haben diese Gattung und seinen Umgang mit ihm (womöglich auch die Beherrschung eines Teils dieser Möglichkeiten) für den Menschen so ungeheuer anziehend und attraktiv gemacht. Nicht zufällig gehören Reitsportveranstaltungen noch heute zu den Zuschauermagneten bei Sportgroßereignissen im In- und Ausland.

Diese Veranstaltungsformen sind dadurch geprägt, dass sie die körperlich-motorischen Fähigkeiten des Pferdes markant in den Fokus richten, in ihrer Steuerung durch einen Menschen. Kognition und Intuition des Pferdes werden teils genutzt, im Springen oder in der Vielseitigkeit etwa, bei Western und Working Equitation, teils unterbunden, bei der Dressur etwa. Von Intelligenz und Emotion des Sportmittels Pferd war in keiner Ausprägung die Rede. Und vom „Sportmittel“ Pferd war sehr bewusst die Rede, denn einerseits unterscheidet es sich – wie bemerkt – überdeutlich von einem Fahrrad oder Kajak, von einem Tennisschläger oder einem Stabhochsprungstab, und doch macht es der Reitsport in der Breite häufig genau dazu, zu einem Objekt, das sich möglichst optimal auf Anleitung durch den Menschen innerhalb eines Reglements bewegen soll – quasi jederzeit und auf Knopfdruck.

Dabei sind es eigentümliche Umgebungen, in denen das Pferd sportliche Leistung bringen soll. Ein Sandplatz wird exakt abgemessen und mit einem weißen Zaun umgeben, an dem Buchstaben in einer Folge stehen, die sich nur Eingeweihten erschließt. Auf gedachten Linien und Kreisen wird das Pferd über diesen Platz geritten. Im Springen stehen bunte Stangen in wechselnder Folge, gelegentlich mit einem Wassergraben. Das Pferd soll sie möglichst schnell überwinden und dazwischen möglichst schnell galoppieren. Andere Disziplinen fragen Fähigkeiten aus der Arbeit am Vieh ab, in nordamerikanischer oder romanischer Ausprägung, mit Tonnen, Brücken, Toren und Stangen – und wiederum gegen die Uhr. Das Ganze heißt „Turnier“ und erinnert damit an die ritterlichen Großveranstaltungen der Frü-

hen Neuzeit, bei denen etwa der französische König Heinrich II. 1559 tödlich verletzt wurde. Heute fällt im ungünstigsten Fall eine Stange. Das ist zivilisatorischer Fortschritt – aber auch eine Verengung dessen, was Reiten einmal bedeutet hat.

Anforderungen im Wettbewerb

Doch müssen wir uns ehrlich machen: Schon die Aufgabenstellungen in traditioneller Dressur oder im Springen sind weitreichende Vergröberungen, umfassende Simplifizierungen der Aufgabenstellungen für Pferd und Reiterin wie Reiter, die ursprünglich einmal zu ihrer Ausarbeitung geführt haben. Dass man beim jagdlichen Reiten während einer Parforcejagd mit seinem Pferd über Gräben und Hecken, Zäune und Wälle hinwegzusetzen hat, liegt auf der Hand. So gesehen ist man mit einer Vorbereitung dazu durch Springen auf dem geschützten Platz über künstliche Hindernisse auf einem guten Weg – eben der Vorbereitung auf das Eigentliche. Dieses Eigentliche sollte in der Dressur die hohe Schule sein, die Vollendung der Bewegungsabläufe von Pferd und Reiter, die die Grundlage nahezu vollkommener Beweglichkeit beider in sämtliche Richtungen sein soll (außer vielleicht zu weit nach oben).

Entwickelt hatten sich diese Anforderungen aus dem berittenen Kampf und der immensen Verfeinerung seiner Notwendigkeiten in symbolgeladener Eleganz. Diese Verfeinerung war in der Frühen Neuzeit bis in das 19. und 20. Jahrhundert hinein dem reitenden Adel vorbehalten. Für die sonstigen Reiter, also im Wesentlichen das Gros der Kavallerie, definierte man Anforderungen durchschnittlichen Reitens über Land (französisch al la campagne) – darin lag die Hauptaufgabenstellung der leichten Kavallerie, der einzigen Form relevanter Reiterverbände, die in modernen Armeen noch Dienst taten. Diese Kampagneschule, und nur diese wurde in den militärischen Reitvorschriften festgehalten, die ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts verfasst wurden, wurde den Militärreitern des 20. Jahrhunderts vermittelt. Bis zur H.Dv. 12 (Heeres-Druckvorschrift 12) des Jahres 1937, dem Jahr ihrer letzten Redaktion, wurde aber selbst dieses Niveau fortgesetzt abgesenkt, trotz mancher unüberhörbaren Kritik.

Es sind aber auch die Anforderungen dieser späten Kampagneschule, die in den Aufgabenstellungen der Dressurprüfungen mit ihren unterschiedlichen Klassen von E bis S abgeprüft werden sollten. Man rechnete darauf, dass die Reiter eine zeittypische Kampagneausbildung durchliefen, deren Resultate dann im Wettbewerb gezeigt werden sollten. Wer in die aus der H.Dv. 12 entwickelten Richtlinien für Reiten und Fahren blickt, findet von den Anforderungen mehrjähriger Campagneschulung nur noch Reste: definierte Bewegungsabläufe mit Namen, die auf die Definitionen de la Guérinières verweisen sollen. Nur hatte sich de la Guérinière mit der militärischen Campagneschule, die zu seiner Zeit erst aufkam, kaum beschäftigt, geschweige denn darüber geschrieben. Zudem endet die H.Dv. 12 mit ihren Anforderungen erklärtermaßen und nach dem Urteil der Zeitgenossen ihrer Endredaktion auf dem Niveau L. Woher in den modernen Richtlinien die Inhalte der Klassen M und S bezogen sind, steht also in den Sternen. Nicht haltbar ist schließlich der Anspruch, Pferde ausdrück-

lich „nach der H.Dv. 12“ bis zur Hohen Schule auszubilden. Die stand in keiner Militärreitvorschrift, denn dort ging es um die Kampagneschule, die hohe Schule schloss sich für einzelne daran an, in individueller Förderung ohne Schablone.

Die Campagneschule ist im Kern jenes System an Schulinhalten, das in der europäischen Tradition stets am Anfang stand: eine umfassende Grund- und Kernausbildung über mehrere Jahre, an die sich für einige – beileibe nicht für alle – die Hohe Schule anschließt. Diese kommt im Grunde nie zu einem Ende und kennt keinen starr festgelegten, wohl aber einen überlieferten Kanon an Inhalten. Pferd und Reiter, Pferd und Reiterin entwickeln sich in ihr individuell, auf der Grundlage der alten Traditionen europäischer Reitkultur, wie sie von Pluvinel über de la Guérinière bis zu Baucher und Nuno Oliveira formuliert worden sind. Ein solcher Weg ist herausfordernd und verlangt Konzentration, Hingabe, Durchhaltevermögen und Selbstbewusstsein ebenso wie die Fähigkeit zur Selbsthinterfragung.

An den Hof- und Militärreitschulen der Hohen Neuzeit wurden nach einem Ausbildungsabschnitt die Zügelreife, die Kandarenreife und die Reife, Sporen zu tragen, festgestellt. Erst wenn der Reiter zügelunabhängig sitzen konnte und dies in einer Prüfung nachweisen konnte, bekam er auch nur Zügel in die Hand. War die Hand nachweislich fein genug, weihte man ihn in die Vorzüge der Kandare ein. Waren seine Schenkel hinreichend geschult und dies erwiesen, hatte er sich die Sporen verdient. Dies mag formalistisch erscheinen. In Zeiten, in denen die Trense als „mild“ gilt, tatsächlich steht sie anderen Zäumungsarten an missbräuchlicher Brutalität nicht nach, und die Kandare als „Teufelszeug“, obwohl sie – korrekt geführt – nachweislich (!) milder ist als die Trense, täte eine solche Prüfungsfolge am Anfang jeder ernsthaften Ausbildung doch not. Es reicht vielleicht nicht, dass man das gelegentlich bespricht und den Fokus auch darauf legt, dass es mit einem Halsring allenfalls versierten Reitern möglich ist, so etwas wie Versammlung zu erreichen und alle anderen ihr Pferd mittelfristig markant schädigen können, wenn sie es ohne Versammlung reiten. Man sollte auch die Ausrüstung verständig lehren – und prüfen.

Aus falsch verstandenem Festhaltenwollen, Bewahrenwollen, vielleicht sogar in der lautersten Absicht, entstehen Verhärtungen, Abstraktionen und Verselbständigungen, die sich vom ursprünglichen Sinn entfernen, sich verselbständigen und schädlich werden, weil sich ihr ursprünglich plausibler Sinn durch Ablösung und Verselbständigung in Unsinn zu verkehren beginnt. Ein schlagendes Beispiel sind die Turnieraufgaben für Dressurturniere, die sich in Mittel- und Westeuropa im Laufe des mittleren und späten 20. Jahrhunderts entwickelt haben. Ihre Abläufe, Aufgabenstellungen und Figuren waren zunächst konzipiert worden, um die Inhalte der bisherigen militärischen Kampagneschulen abprüfbar zu machen, wir hatten es bereits berührt. Jede Figur, jede Lektion, die im Viereck geritten wurde, sollte tatsächlichen Aussagegehalt aufweisen über den Ausbildungsstand des Pferdes und seines Reiters in einem umfassend gedachten, über Jahre hinweg konzipierten Ausbildungsverlauf. Als deren Strukturen aber verdämmerten und verschwanden, blieb nurmehr das Dressurviereck und eine überschaubare Anzahl an Figuren, gemeinhin Lektionen genannt, übrig.

Aus den Fixpunkten jedes Ausbildungsabschnittes in der Kampagne wurden Einzellektionen, die im Viereck funktionieren mussten und nur dort. Auf den höheren Zweck, den die maßgeblichen Definitionen seit Guérinière ihnen beimaßen, kam es in keiner Weise mehr an. Die Piaffe war dann keine nahezu stationäre Bewegung mehr, von höchstem Impuls bei umfassender Versammlung, aus der heraus das Pferd in alle Richtungen, Gangarten und Tempi ausgeleitet werden konnte. Sie wurde zu einer Art Trab auf der Stelle, eingebunden in eine Bahnfigur, die in der Aufgabe auf das „Zeigen" der Piaffe zu folgen hatte. Aus strukturierten Prüfsteinen für eine solide, vollständige und nachhaltige Ausbildung nach den Abfolgen der Kampagneschule wurden vereinzelte Rudimente, die man in eine scheinlogische Abfolge presste, Skala genannt. Was zur Rettung von vom Untergang bedrohter Gehalte traditioneller Reitausbildung gedacht war, wurde so für die Reitkultur zur Belastung.

Die Funktion der Geschichte

Auf dem Forum in Rom kann man bis zum heutigen Tag die Reste des umbilicus urbis besichtigen, des „Nabels der Stadt" und damit eines Weltreiches. Von diesem Nullpunkt aus wurden die Entfernungen im römischen Straßennetz gemessen. Wenn alle Wege nach Rom führten, dann führten sie notwendig und unausweichlich zum umbilicus urbis. Der alljährliche Festzug des römischen Ritterstandes führte daran vorbei. In der Sache ist es eine Art gefasster Grube oder Brunnen. Thomas Manns Romantetralogie „Joseph und seine Brüder" wiederum setzt mit den unnachahmlichen Worten ein: „tief ist der Brunnen der Vergangenheit.". Er leitet damit im ersten Teil das „Vorspiel" ein, das den Titel „Höllenfahrt" trägt. Ein Blick in die Vergangenheit, ein tiefer Blick darein kann einer Fahrt in die Hölle gleichkommen, denn er ist mit Erkenntnissen verbunden, mit schmerzhaften Erkenntnissen, mit Erkenntnissen über sich selbst, sein Verhalten, seine Werte und seine Prinzipien.

Viele beschäftigen sich mit Vergangenheit, beschäftigen sich mit Geschichte in der Form, dass sie dort das suchen, was sie kennen, was sie sich voreingenommen einbilden. So findet man in der Vergangenheit die Gegenwart und berauscht sich selbst daran, glaubt man sich selbst doch bestätigt. Man sieht den Ort seines Tätigsein dann schnell als den (reiterlichen) Nabel der Welt. Alle Aufstiegs- und Wachstumsszenarien funktionieren im Ungefähren nach diesem Muster. Dieses Muster beinhaltet aber auch völlige Selbstvergessenheit, denn man weicht dem Schmerz aus, der durch einen Schluck Wassers aus dem tiefen Brunnen Vergangenheit ausgelöst werden kann, wenn man nicht nur oberflächlich schöpft, sondern unvoreingenommen ausgreift. Und Orte ohne die zugehörigen Menschen sind leer.

Der wohl wirkmächtigste Philosoph der Aufklärung Voltaire (eigentlich François-Marie Arouet, 1694-1778), nach dem die Franzosen ein ganzes Zeitalter benannt haben, es ist auch das Zeitalter François Robichon de la Guérinières, sah Beschäftigung mit geschichtlichen Vorgängen durchaus als Quelle der Selbstvergewisserung, vor allem aber als Anregung zu zielgerichtetem Handeln. Das nennt er

> *„die Geschichte, die jeder kennen muss. Dort findet man weder dubiose Vorhersagen noch lügnerische Orakel noch falsche Wunder noch sinnfreie Fabeln; in dieser Geschichte ist alles wahr, und zwar im Großen, denn an kleinen Details halten sich nur kleine Geister fest. In*

dieser Geschichte betrifft alles uns, alles ist für uns gemacht.“ (Oeuvres historique, Ausgabe Paris 1957, S. 44)

Voltaire betrachtet die Geschichte von hinten nach vorne. Von daher geht die Gegenwart prinzipiell alles Vergangene an, alles in seiner integrativen Verflechtung, Wirtschaft und Kunst, Politik und Festivitäten, Kultur und Statistik, Demographie und Geschmack. Eine Art ganzheitlicher Geschichtsschreibung, die durchaus Berührung hat zu dem, was modern „Mentalitätsgeschichte“ heißt. Alle Phänomene eines Zeitalters sind für die Betrachtung relevant, aus ihnen hat sich insgesamt ein Bild zu formen, das übergreifend kohärent sein muss. Von daher betrifft die Gegenwart alles, wirklich alles, was aus der Geschichte überliefert wird, und diese Überlieferung ist in ihrer Vielschichtigkeit zu analysieren und aufmerksam kritisch zu würdigen.

In dieser positiven, offenen Geschichtsdeutung unterscheidet sich Voltaire markant von seinem Zeitgenossen, dem Schweizer Jean-Jacques Rousseau (1712-1778), der einen idealen Urzustand propagierte, der sich in „Harmonie von Mensch und Natur“ als einer Art „paradiesischem“ Grundverhältnis ausgedrückt haben soll. Auch wenn Rousseau dies wohl nicht zu der ihm unterstellten Forderung zu einem „zurück zur Natur“ verleitete, so erzählte er doch die Geschichte von vorne nach hinten. Er analysierte die komplexe, unübersichtliche Gesellschaft der anbrechenden Moderne durchaus hellsichtig. Ihre Herausforderungen aber sah er in jenem Urzustand aufgehoben, den er für den natürlichen hielt. Dieser ist letztlich wenig anderes als eine vormoderne Utopie, ein Ausweg aus den Anfechtungen einer frühen bürgerlichen Gesellschaft mit ihren Formen kapitalistischer Wohlstandsmehrung. Etwas boshaft fragte Voltaire denn auch

„Was nun? Soll man etwa die Gesellschaften zerstören, Mein und Dein abschaffen, zurück in die Wälder gehen und mit den Bären leben?“, denn „Ich habe, mein Herr, Ihr neues Buch gegen die menschliche Gattung erhalten […]. Niemand hat es mit mehr Geist unternommen, uns zu Tieren zu machen, als Sie; das Lesen ihres Buches erweckt in einem das Bedürfnis, auf allen Vieren herumzulaufen.“

Die geschichtliche Betrachtung nach Rousseau kommt nicht ohne Idealisierung („Urzustand“ in „Harmonie“) aus, die letztlich nichts anderes ist als das „goldene Zeitalter“, von dem schon die antiken Autoren schwärmten, wohl wissend, dass sie es mit einem Mythos zu tun hatten, nicht mit einer geschichtlichen Tatsache.

Geschichte und Pferd

Wenn ich auf den vorigen Seiten mehrfach Blicke in die Geschichte geworfen habe, so habe ich dies nicht getan, weil ich die Gegenwart darin finden wollte, schon gar nicht die reiterliche. Die Ausflüge in die römische Antike, das Hoch- und Spätmittelalter, die Frühe Neuzeit und das 19. Jahrhundert dienten dazu, einen unverstellten Blick auf die jeweilige reiterliche Epoche zu werfen, der die historischen Realitäten greifbar zu machen suchte. So sahen wir etwa, dass das idealisierte Rittertum der Frühen Neuzeit wenig mit den realen Rittern des Mittelalters gemein hatte. Vom römischen ordo equester nicht zu reden. Diese reiterlichen

Phänomene gehören jeweils in ihren Voraussetzungen und Prägungen sehr dezidiert den sozialen, wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Wirkungen ihrer Zeit an und taugen in kaum einer relevanten Weise zum Modell für eine Gegenwart, für die die Frage zu beantworten ist, warum wir mit Pferden umgehen, wie wir mit ihnen umgehen, warum wir sie reiten und wie wir das tun.

Und was das mit dem reitenden Menschen macht, wie es ihn prägt. Die Geschichte kann Spiegel sein, nicht Gebrauchsanweisung. Vom römischen Rittertum oder von dem des Mittelalters lässt sich ebenso wenig für unsere Gegenwart lernen, wie von den Adeligen der Neuzeit oder den Großbürgern des 19. Jahrhunderts. Wenn unsere geschichtlichen Bohrungen etwas erwiesen haben, dann das, dass es den reiterlichen Naturzustand im Sinne Jean-Jacques Rousseaus, das harmonisch friedliche, völlig ungetrübt paradiesische Miteinander von Pferd und Mensch nie gegeben hat. Das Pferd war bis in das 20. Jahrhundert hinein Nutztier, zum Gebrauch in Landwirtschaft und Militär bestimmt, später auch in nobler Repräsentation und im Sport. An dieser Stelle sei an die Zahl der Tiere erinnert, die noch im Zweiten Weltkrieg zu Tode kam, wir haben sie eingangs schon zu schätzen gehabt.

Ein „Jahrhundert der Pferde“ aber hat es nie gegeben. Das Zusammenleben von Mensch und Pferd war nie „ideal“, es war hauptsächlich notwendig. Es hatte konkreten Anforderungen zu genügen und konnte nur von wenigen, die die intellektuelle Potenz dazu hatten, in idealer Weise nach positiven ideellen Grundsätzen gestaltet werden. Hierher gehören wohl Xenophon und Marx Fugger, Pluvinel und Guérinière, sicher Baucher und Nuno Oliveira. Schon in der Generation der Schüler und Epigonen dieser Namen melden sich jedoch jeweils (!) ernsthafte Zweifel an der Lauterkeit ihrer Selbsthaltung und Selbstreflektion im Detail. Sie nahmen und nehmen für sich in Anspruch, vornehmlich Schüler zu sein, wollen von der Autorität derer, die sie als Lehrer ansehen wollen, ihren persönlichen Strahl abhaben, stellen die (geschichtliche) Autorität ihrer Lehrer über die Essenz von deren Lehren selbst. Werden künstlich, ideologisch und verbissen, die Folgen davon tragen die Pferde – im direkten wie übertragenen Sinn.

Reiten und Kunst

Zum Kernübel und Beschleuniger der Verfallserscheinungen, die gerade eben skizziert wurden, entwickelte sich der Wettbewerb, denn dieser setzt voraus, dass die gezeigten Leistungen vergleichbar sind, denn nur dann sind sie bewertbar. Dazu müssen sie aber notwendig simplifiziert und schabloniert werden, dürfen nicht individuell sein, um im Wettbewerb bepunktet werden zu können. Die Individualität, derer sich die moderne Gesellschaft so stolz berühmt, würde jedweden Wettbewerb unmöglich machen.

Bei Lichte betrachtet ist Reiten aber keine sportliche Betätigung, sondern mindestens Kunsthandwerk, wenn nicht tatsächlich Kunst. Nun ist „Kunst“ aber ein abstrakter Begriff, dessen inhaltliche Ausfüllung und Definition eine Herausforderung ist. Im Rahmen der Diskussionen um die Reichweite der Kunstfreiheit in Art. 5 Abs. 3 Satz 1 GG wurden mehrere „Kunstbegriffe“ erwogen, befriedigt hat keiner davon. Nach dem „formalen Kunstbegriff“

gilt als „Kunst“, was einer klassischen Werkgattung zugeordnet werden kann, also etwa Malerei, Bildhauerei, Musik oder Theater. Die völlige Erstarrung dieser Definition liegt auf der Hand. Danach wäre Reiten keine Kunst. Nach dem „materiellen Kunstbegriff“ liegt das Wesen von „Kunst“ darin, frei und schöpferisch zu gestalten, Eindrücken durch individuelle Formung Ausdruck zu geben. Hier ist der gehaltvolle gestalterische Vorgang kunstbildend. In einer Erweiterung dieses Begriffs ist „Kunst“ dann durch Vielfalt an Bedeutungen eines Werks geprägt, durch die zu ständiger Auseinandersetzung und Interpretation herausgefordert wird.

Legt man den „materiellen“ und den „offenen Kunstbegriff“ grund, kann Reiten Kunst sein und ist es geradezu. Denn wenn es dem Menschen gelingt, in subtiler Kommunikation mit dem Pferd Ausdruck zu schaffen, individuelle Formung der Bewegungen des Tieres, die stets aufs Neue eine Interpretation typischer Bewegungsmuster („Lektionen“) der Pferde unter dem Reiter darstellen, kann so etwas wie Kunst dabei entstehen. Reiten wäre demnach die Kunst der exakten, möglichst subtilen, feinen Kommunikation mit dem Pferd in Bewegung. Das Pferd ist dann dabei – im Idealfall – nicht etwa künstlerisches Ausdrucksmittel wie ein Pinsel oder eine Leinwand, sondern eher Partner in der Schöpfung des höheren Ausdrucks, vergleichbar den Musikerinnen und Musikern eines Orchesters oder eines Kammermusikensembles, die durch harmonisches Zusammenspielen echten Zusammenklang (griechisch „Symphonie“) erreichen, auch wenn ein einzelner, der Dirigent, die wesentlichen Parameter dieses Zusammenklangs durch seine Gestik anregt.

Doch wie ein Dirigent ohne Musiker nur ein einfacher Mensch ist, so ist auch ein Reiter ohne Pferd nichts weiter. Und wenn der Dirigent seine Klangvorstellungen nicht zu vermitteln weiß, kommt nur Belangloses aus dem Orchester. Die subtile Kommunikation, die intuitive Gemeinschaft erzeugt die Kunst. Dazu ist echtes „kommunikatives Handeln“ aller Beteiligter, beim Orchester des Dirigenten und 80 Musikerinnen und Musiker, beim Reiten des Pferdes und seines Reiters, erforderlich. Dieser Begriff vom „kommunikativen Handeln“ entstammt nun dem Werk von Jürgen Habermas (1929-2026). Er verstand darunter im Kern die Anforderung, dass die Beteiligten ihre je eigenen Handlungspläne auf der Grundlage einer kommunikativ erzielten Verständigung aufeinander abzustimmen versuchen. Kommunikatives Handeln, Handeln im verständigenden Austausch zueinander, steht so in Abgrenzung zum strategischen Handeln.

Verständigung in kommunikativer Handlung erfolgt von jemandem mit jemandem über etwas in der Welt. Der Reiter, der seinem Pferd kompromisslos die Inhalte und Elemente einer verselbständigten Schablone abfordert, kommuniziert strategisch mit dem Tier. Derjenige, der dessen Individualität und Vermögen in Korrespondenz mit den – flexibel gedachten – Vorstellungen von traditionellen Bewegungsabläufen von Pferden unter dem Reiter bringt, handelt kommunikativ mit seinem Pferd. Beide schaffen durch diese Korrespondenz zueinander einen individuellen Ausdruck dieser Bewegungen, folgen einem gestalterischen Prozess von Gehalt und liefern mit jedem Mal, in dem sie ein konkretes Bewegungsmuster, etwa eine Piaffe angehen, eine erneute Interpretation und somit Vielfalt. Dann wird Reiten zur Kunst.

Umgekehrt ist aber auch klar, dass dann, wenn Reiten mit dem Anspruch der Kunst betrieben wird, eine vergleichende Messbarkeit im Wettbewerb nahezu unmöglich ist. Niemand wäre etwa auf die Idee gekommen, Vincent van Gogh (1853-1890) gegen Paul Signac (1863-1935) oder Pablo Picasso (1881-1973) gegen Henri Matisse (1869-1954) im Hinblick auf ihre Fähigkeiten im Umgang mit Pinsel, Ölfarbe und Leinwand im Wettbewerb gegeneinander antreten zu lassen – am Ende noch auf Zeit. Diese Fähigkeiten waren Mittel zum Zweck, die stupenden technischen Fähigkeiten waren jeweils Voraussetzung für ihr jeweiliges Werk, das jedoch dadurch zur Kunst wurde, dass sich hoch sensible Persönlichkeiten mit ihren avancierten technischen Möglichkeiten auszudrücken vermochten. Und natürlich hat man Wolfgang Amadeus Mozart (1756-1791) mehrfach zum Wettspiel auf Pianoforte oder Orgel gegen andere antreten lassen, in Biberbach gegen Sixtus Bachmann 1766 oder in München gegen Ignaz von Beecke 1774/75, doch deswegen rühmt man ihn im 21. Jahrhundert nicht mehr, sondern dafür, dass er seltsame Zeichen mit Tinte auf Papier schrieb, die jedes Mal aufs Neue durch schaffende Musikerinnen und Musiker zu individuellem Leben erweckt werden.

Frühe Olympische Spiele wollten Medaillen auch im Rahmen einer olympischen Kunstausstellung vergeben, wovon man bald mangels sonderlicher Überzeugungskraft abkam. Und ob man um die Wette kochen kann, ist fraglich, auch wenn der Wettbewerb „Bocuse d´Or“ es alle zwei Jahre wieder versucht. Kunst entzieht sich der Vergleichbarkeit, ließe sie sich simpel vergleichen, wäre sie keine. Nur wenn sich das individuelle Säugetier Mensch auf das individuelle Säugetier Pferd setzt, soll Wettbewerb möglich sein. Absurd. Das führt nur zu etwas, wenn der eine strategisch befiehlt und der andere dem kompromisslos Folge zu leisten hat. Warum aber setzt man sich dann aber auf ein evolutiv hoch entwickeltes Tier mit deutlich ausgeprägteren Fähigkeiten als nur Laufen und fährt nicht etwa Fahrrad?

Pferd, Kunst und Spiel

Wenn Reiten Kunst sein kann und sein soll, führt ein Weg zu Friedrich Schiller (1759-1805). Anders als Goethe war er kein leidenschaftlicher Reiter. Dazu fehlte ihm der gehobene bürgerliche Hintergrund. Er hinterließ aber ein Meisterwerk deutschsprachiger Kunsttheorie: die Schrift „Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen“ von 1795. Sie antwortet auf die Philosophie Immanuel Kants (1724-1804) und auf die Französische Revolution, die Schiller zunächst bewundernd verfolgt hatte und die dem bürgerlichen Zeitalter einen erheblichen Schub verlieh. Auch wenn das revolutionäre Frankreich den Dichter 1792 zu seinem Ehrenbürger erhoben hatte, kehrte dieser sich – angewidert von der ideologischen und kompromisslosen Schreckensherrschaft derer, die höhere Wahrheit für sich beanspruchten – von der Revolution ab. Eine Reaktion darauf sind die genannten „Briefe“. Die Ehrenbürgerurkunde erreichte Schiller überdies erst 1798, da war ein Teil der Initiatoren längst guillotiniert.

Wenn Schiller über Ästhetik spricht, so will er damit einen Gegenstand behandeln, der Bezug habe „zum besten Teil unserer Glückseligkeit“ und zum „moralischen Adel der menschlichen Natur“ (so der Erste Brief). Im Dritten Brief spielt er auf die menschliche Natur an,

die „für ihn handelt, wo er [der Mensch] als freie Intelligenz noch nicht selbst handeln kann. Aber eben das macht ihn zum Menschen, dass er bei dem nicht stillesteht, was die bloße Natur aus ihm machte, sondern die Fähigkeit besitzt, die Schritte, welche jene mit ihm antizipierte, durch Vernunft wieder rückwärts zu tun, das Werk der Not in ein Werk seiner freien Wahl umzuschaffen, und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben.“ Und weiter (achter Brief): „Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt. Vollstrecken muss es der mutige Wille, und das lebendige Gefühl.

Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muss sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen. Denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt.“ Im Fünfzehnten Brief kommt Schiller dann zum zentralen Gedanken: „Ich würde also vielmehr gerade umgekehrt sagen: mit dem Angenehmen, mit dem Guten, mit dem Vollkommenen ist es dem Menschen nur ernst, aber mit der Schönheit spielt er.“ […] „Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit sein. Indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin tut sie auch den Ausspruch: der Mensch soll mit der Schönheit nur spielen, und er soll nur mit der Schönheit spielen“ […] „Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Mensch ist, und er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“

Der achtzehnte Brief enthält dann eine wesentliche Schlussfolgerung „Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet. Durch die Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.“, die dann im dreiundzwandzigsten Brief auf den Nenner gebracht wird: „Mit einem Wort: es gibt keinen anderen Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als dass man denselben zuvor ästhetisch macht.“

Der Gedankengang Schillers ist – zugegeben – reichlich abstrakt und avanciert. Er sei nun etwas heruntergebrochen und auf das vorliegende Thema hin interpretiert. Friedrich Schiller geht es darum, den Menschen in seiner menschlichen Individualität zur vollen Entfaltung kommen zu lassen, zur wirklichen Ausprägung und Verlebendigung seines Charakters, denn eben dann würde er den authentischen Adel seiner Natur erreichen. Mit der ungeformten, rohen Intelligenz und Vernunft allein vermag das nicht zu gelingen, „bloße“, intuitive „Natur“ reicht nicht aus. Das „Werk“, das man sich gesetzt hat, muss eben mit der Vernunft komplett durchdrungen werden. Man muss sich und sein Tun in der konkreten Aufgabe verstehen, um die bloße und einfache Existenz zu einer menschlich wertigen zu erheben. Wenn wir nun vom Reiten ausgehen, so heißt das, dass der reitende Mensch sich nicht einfach auf ein Pferd setzen kann und irgendwie sehen, dass man gemeinsam vorwärtskommt, will er Ästhetik, also Schönheit, erreichen oder auch nur Authentizität. Er muss vielmehr dazu kommen, jeden Vorgang, von der ersten Begegnung mit dem Tier, über die Vorbereitung des Reitens, grundsätzlich wie alltäglich, bis hin zu jedem reiterlichen Vor-

gang selbst, jeder Bewegung, jeder Hilfe, den Hilfen in ihrem Zusammenspiel, jeder Linie und jeder Lektion, mit Verständnis zu durchdringen, es seinem Wesenskern nach, seiner Funktion und seinem Anspruch nach völlig zu erfassen.

Zum Erreichen echter Ästhetik genügt es nicht, anderer Leute Erfahrungen in Form von Lehren, Systemen, Skalen und Schablonen, aber durchaus auch behauptete Empirie („Erfahrung“) ohne rationale Durchdringung nachzuvollziehen, am Ende noch mechanisch nachzuvollziehen, ohne Reflektion. Nach Schiller muss man exakt hier seinen vollen Intellekt, seine unverstellte Rationalität zum Einsatz bringen und bereit sein, zu erfragen, zu hinterfragen und zu erfassen. Und man muss notfalls auch bereit sein, sich zu korrigieren, wenn sich erweist, dass sich Missverständnisse eingeschlichen haben. Dies ist der Ort der Campagneschule. Erst auf dieser Basis, wenn man eine intelligible Basis für seinen Umgang mit dem Pferd gefunden hat, kann man daran gehen, sein Reiten mit „mutigem Willen“ und „lebendigem Gefühl“ individuell zu formen. Erst hier kann man seiner Intuition („Trieb“) als „bewegender Kraft“ nachgeben. Erst auf der Basis einer Verständnisdurchdringung dessen, was man tut, kann man über Intuition, man könnte durchaus sagen, etwas „trainierte“ Intuition zu Ästhetik zu kommen. Und Ästhetik entsteht dort, wo schlussendlich auf all der Basis zum „Spiel“ gefunden wird, die in der Hohen Schule ohne unmittelbares Ziel gepflegt werden kann.

Für das Spiel selbst hat der Kulturanthropologe Johan Huizinga (1872-1945) eine recht griffige Definition gefunden. Er betont die Freiwilligkeit des Tuns, den Umstand, dass das Spiel sein Ziel nur in sich selbst hat, vom Gefühl der Spannung getragen wird und in dem Bewusstsein, dass das Spiel sich als „Anderes“ vom gewöhnlichen Leben unterscheidet (Homo ludens, 1938/ 1991, ISBN 978-3-7705-6678-5, S. 37). Wiederum auf das Reiten übertragen und in Kontext zu Schiller gesetzt, wird es so lange keine Schönheit geben können, solange das Reiten zu einem Zweck jenseits seiner selbst betrieben wird, aus Notwendigkeiten heraus, die es in den Alltag integrieren anstatt aus ihm herausheben. Das Reiten der Ritter in Roms Militär oder in den Heeren des Mittelalters diente dem Zweck des effektiven Kampfes (auch wenn das kaum zufriedenstellend erreicht wurde), dem diente auch die Militärreiterei des 18., 19. und 20. Jahrhunderts. Das Pferd in der Landwirtschaft oder vor der Kutsche diente wiederum einem spezifischen Zweck. Ebenso, wenn man es im Sonntagsstaat durch den Berliner Tiergarten ritt, um Wohlstand auszustellen. Vom Pferd im sportlichen Wettbewerb nicht zu reden.

Ästhetik und Reiten

Ästhetisches Reiten ist erst dort möglich, wo es jenseits des Alltages, jenseits des Wettbewerbes und des Gewinnenwollens stattfindet, wo es um seiner selbst willen betrieben wird. Wo das Reiten in Schönheit an sich selbst zum Anspruch wird. Wo im detaillierten, analytischen Durchdringen jeder einzelnen Bewegung und jedes Elementes Souveränität erreicht wird, die dann anfängt zu spielen. Und wenn der reitende Mensch auf der Grundlage seiner

fundierten reiterlichen Kompetenz – gleich auf welchem Schwierigkeitslevel – anfängt, entspannt und selbstverloren reitend zu spielen, dann reagieren auch die Pferde – auch sie fangen an zu spielen, mit ihm zu spielen.

Pferde haben eine völlig andere Wahrnehmung. Sie haben eine gänzlich andere Informationsverarbeitung als etwa Raubtiere (Beutegreifer) und erst recht als der Mensch. Und doch spielen sie. So, wie sie auf der Koppel miteinander spielen, so, wie man am Boden mit ihnen spielen kann als Mensch (auch wenn es dazu nicht zwingend des teils obligatorischen Balles bedarf), so kann man auch reitend ins Spiel mit ihnen kommen. Dann entsteht Schönheit, dann entsteht kommunikatives Handeln in höchstem und vollendeten Maße. Dann kommt es zur eigentlichen Essenz des Zusammenwirkens von Pferd und Mensch. Dadurch entsteht echte Reitkultur.

Wir leben in einem Zeitalter, in dem es des Pferdes nicht mehr bedarf, nicht im Militär, nicht in der Landwirtschaft, nicht zur allgemeinen Fortbewegung. Zum bloßen Sporttreiben ist es zudem zu wertvoll und damit zu schade. Konzentrieren wir den Umgang mit dem Pferd – das Reiten, aber auch das Fahren – auf seinen Wesenskern, lassen wir ihn zum Wert an sich werden und betreiben ihn um seiner selbst willen statt für den Applaus anderer. Dann besteht die Chance, dass das 21. Jahrhundert endlich wirklich ein „Jahrhundert der Pferde“ wird, auch wenn Skepsis bleibt. Der Mensch bleibt ja nun der Mensch und als solcher zwar ehrgeizig, aber auch bequem.

Es gab eine Reihe von reitenden Menschen, bei denen sehr wahrscheinlich ist, dass sie dem hier skizzierten Ideal, und um ein solches handelt es sich, sehr nahegekommen sind. Xenophon und Marx Fugger, Pluvinel und Guérinière, François Baucher, Nuno Oliveira, Egon von Neindorff und Alois Podhajsky dürften dazugehört haben. In unserer aktuellen oder entfernteren Gegenwart bemühten und bemühen sich Persönlichkeiten wie Philippe Karl, Bent Branderup, Anja Beran, Christin und Wolfgang Krischke und manch andere darum, die intellektuelle Durchdringung des Reitens zu vermitteln und zu fördern und den bewusst reitenden Menschen zum bewusst spielerisch reitenden Menschen und damit zum künstlerisch reitenden Menschen zu führen. Dazu gehören auch Manuel Jorge de Oliveira und Isabella Sonntag mit ihrem „vertikalen“ Ansatz. Natürlich bestehen zwischen den genannten Namen Unterschiede im Detail und diese Details sind relevant, doch vor dem Hintergrund des Schillerschen Gedankens verbindet sie mehr als sie effektiv trennt.

Zugewandtheit

Ein Gedanke sei hier noch akzentuiert: Kunst, auch Reitkunst und Reitkultur, die um ihrer selbst willen, auf sich selbst bezogen und in Selbstversunkenheit und Alltagsenthobenheit betrieben wird, erliegt leicht der Versuchung, sich nicht nur bei der unmittelbaren Pflege von Reitkunst und Reitkultur des Alltages zu entheben und sich gegen diesen und die gesellschaftlichen Verhältnisse abzuschließen. Sich zurückzuziehen in eine Welt der Kunst, in eine Blase. Solche Anfechtungen sind nicht neu, sie sind vielmehr Versuchungen, die eng

und direkt mit dem Anspruch eines art pour l´art verbunden sind. Gerade der Übergang vom 19. Jahrhundert zum 20. sah hier mehr als ein (scheiterndes) Modell, das sich über den Rückzug aus der Welt zu reinem Schöpfen von gehobener Kultur selbst verlor.

Dazu gehört die Mathildenhöhe in Darmstadt, die Künstlerkolonie Hellerau bei Dresden, das Bayreuth Cosima Wagners mit dem „Bayreuther Kreis“, sicher Rudolf Steiner und seine Anthroposophie, wohl auch Stefan George und sein Kreis oder die Nietzsche-Pflege in Weimar um Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester des Philosophen, aber auch weitere Ansätze der „Lebensreform“ unter künstlerischen Vorzeichen. Kunst und Kultur aber welken in der Weltabgewandtheit, werden künstlich und aufgesetzt, verlieren ihre Lebendigkeit und versteinern und verknöchern. Es kommt das Spielerische abhanden.

Kunst und Kultur brauchen die Reibung zu einer ihr ignoranten Gesellschaft, sie brauchen sie als Gegenpol und als Herausforderung, als Ziel und als Substrat. Ohne die Verflechtung in den flachen Alltag kann es keine Alltagsentrücktheit geben, wenn Kunst Alltag wird, verliert sich die Spannung in ihrer Ausübung, wird Kreativität zur Pflicht – was zu nichts anderem als zu einem eklatanten Widerspruch in sich selbst führt. Offenheit, Neugierde und Lebenszugewandtheit sind von daher unverzichtbare Voraussetzungen für das Spiel und damit für Kunst und Kultur. Das Pferd ist ein Herdentier, aber auch schon das Buch Genesis (2,18) behauptet, „es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Auch der künstlerisch reitende Mensch braucht Gemeinschaft: zuerst mit seinem Pferd, dann im Kreis Gleichgesinnter, schließlich aber auch mit Menschen, die mit Pferden nichts anfangen können. Nur so schärft und bewahrt er das Maß dafür, welchen Wert der spielerisch-künstlerische Umgang mit diesen phantastischen Tieren hat. Nachdem das Reiten per se einen hoch ethischen Bezug hat, ein avanciert entwickeltes Säugetier wird dazu herangezogen, ist das Verantwortungsbewusstsein dabei von herausragender Bedeutung.

Das zu bewahren und alltäglich zu stärken, ist in Bezug zur modernen Gesellschaft unabdingbar, die da ihre Fragen stellen möge, die sofort plausibel beantwortet werden können, wenn man als reitender Mensch jederzeit seiner Verantwortung für das Tier und seine echten Bedürfnisse gerecht geworden ist. Zum bis ins Letzte intellektuell durchreflektierten Reiten nach dem Ästhetikbegriff Schillers gehört damit auch, der Haltung des Pferdes die exakt gleichwertige Bedeutung beizumessen wie dem reiterlichen Umgang. Wer nicht die nötigen Flächen zur freien ungebundenen Bewegung seiner Tiere zur Verfügung hat, qualitativ hochwertiges Futter, wer nicht im Stande ist, regelmäßige professionelle Hufpflege und tiermedizinische Versorgung ohne weiteres zu gewährleisten, handelt verantwortungsbewusster, wenn er sich kein Pferd hält. Der gesellschaftliche Kontext wirft Fragen auf und diesen Fragen muss man sich stellen. Weltflucht ist nicht zuletzt häufig auch Verantwortungsflucht. Orte, an denen Reitkunst gepflegt und gelehrt wird, sind wichtig und entscheidend, sie bleiben aber nur dann von Relevanz, wenn sie mit Offenheit einer modernen Gesellschaft begegnen. Wenn sie sich abschließen, werden sie irrelevant und gehen ein. Es wäre zu bedauern. In einer offenen Gesellschaft im Sinne Sir Karl Poppers (1902-1994) sind sie wichtige und unentbehrliche Orte der zivilisierten Kultur.

Statt eines Schlusswortes

Reitkultur, das zeigt der Gang durch die Epochen, ist keine Frage der Zeitstufe oder Epoche, sie kann nur dort entstehen und wirken, wo der einzelne Reiter, die einzelne Reiterin in Reflektion, Selbstbeherrschung und Disziplin umsichtig danach strebt. Sie ist heute wie schon im 16. Jahrhundert keine unmittelbare Frage von Schulen, Methoden oder Ausrüstung, sie ist eine Frage des Charakters.

In historischen Figuren wie Marx Fugger, aber durchaus auch anderen Persönlichkeiten, sicher in Guérinière, François Baucher oder Nuno Oliveira, begegnen uns Charaktere, die sehr an das Ideal des sogenannten „Renaissancemenschen“ erinnern. Dieses Ideal eines Menschenbildes ist nicht etwa in der Renaissance selbst aufgestellt und formuliert worden, es ist ein Bild des 19. Jahrhunderts. Dezidiert gezeichnet haben das Bild Jacob Burckhardt (1818-1897) und Friedrich Nietzsche (1844-1900). Beide sahen darin einerseits ein Gegenbild zur bürgerlichen Gesellschaft, die sie als borniert empfanden, andererseits ein Bollwerk gegen Erscheinungen der Moderne, die sie mit den sozialen Veränderungen durch Industrialisierung und Verstädterung und damit in Verbindung gebrachten Verfallserscheinungen zusammendachten.

Kern dieser Vorstellung ist der allseitige Mensch, italienisch uomo universale, der sich natürlich durch enzyklopädisches Wissen auszeichnet, dieses aber aus souveränem Antrieb heraus deshalb anstrebt, um zu einer vollendeten Ausbildung der eigenen Persönlichkeit zu gelangen und sich deshalb intensiv künstlerisch und wissenschaftlich betätigt und in beiden Feldern hohe und höchste Ansprüche an sich selbst fordert. Er sieht sich voller persönlicher Energie, Lebenskraft, lehnt enge, als borniert empfundene Sittlichkeit, ja Moral ab, ohne deswegen unethisch zu sein. Er strebt grundsätzlich nach dem Schönen und Guten, weiß aber um die Wirklichkeit, von deren Studium er ausgeht, um von dort aus zu vollendeter, aber realistischer Ästhetik zu gelangen. Neugierde, Selbstreflexion, durchaus auch Selbstkritik, aber auch Systematik im Denken, methodisches Vorgehen im Erfassen, bei gleichzeitiger bewusster Offenheit zeichnen dieses Menschenbild aus. Es ist recht unschwer zu erkennen, dass kein Geringerer als etwa Leonardo da Vinci (1452-1519) für dieses Bild vom Menschen Modell gestanden hat, doch ist die Vorstellung echtes 19. Jahrhundert – ein modernes, im Grunde bereits auf den Existenzialismus des 20. Jahrhunderts, auf Karl Jaspers (1883-1969), Martin Heidegger (1889-1976) und Hannah Arendt (1906-1975), aber auch Jean-Paul Sartre (1905-1980), Albert Camus (1913-1960) und Simone de Beauvoir (1908-1986), vorausweisendes Konzept vom Menschen und vom Menschsein im Gewande des Historischen, das aber bei Søren Kierkegaard (1813-1855) bereits präfiguriert ist.

Aber schließlich ist auch das 1868 bis 1887 errichtete, heute weltberühmte Schloß Neuschwanstein, das für viele das Idealbild einer „mittelalterlichen“ Ritterburg vorstellt, einer der modernsten Bauten seiner Zeit. Es ist ein Stahlskelettbau, der aus Doppel-T-Trägern montiert ist, es verfügte über Umluftheizung und elektrisches Hausrufsystem und hatte einen der ersten Telefonanschlüsse Bayerns. Der Bau ist näher an früheren amerikanischen Hochhäusern, denn an altdeutschen oder – stilistisch näher – altfranzösischen Burgen des „echten“ Mittelalters. Durchaus ähnlich verhält es sich mit dem Konzept des „Renaissance-

menschen“ nach Burckhardt und Nietzsche, in ihm zeigt sich ein authentischer moderner Mensch des 19. Jahrhunderts mit all seinen Fähigkeiten und all seiner Melancholie, der nur unzureichend mit sprichwörtlichen Türmchen, Erkern und Zinnen getarnt worden ist.

Wenn man einen solchen uomo universale oder eine solche donna universale erweisen möchte, so sollte dieser Beitrag einen Weg dafür skizziert haben: Man setze ihn auf ein Pferd und prüfe, ob Schönheit sichtbar wird. Ein wirklicher „Renaissancemensch“ im Sinne Burckhardts und Nietzsches wird zum hoch kompetenten und komplexen Spiel mit seinem Pferd finden und dieses mit ihm. Bei allen anderen laufen stumpf gewordene Tiere melancholisch ihre Runden. Der Anspruch sollte Schönheit sein. Wer vor allem sportlichen Wettbewerb sucht, findet ihn auch dort, wo kein Pferd seine Gesundheit dafür einsetzen muss.

Literatur

Burckhardt, Jacob, Die Cultur der Renaissance in Italien, Basel 1860

Eco, Umberto, Die Geschichte der Schönheit, München 2006

Habermas, Jürgen, Theorie des kommunikativen Handelns, 2 Bände, Frankfurt am Main 1981

Huizinga, Johan, Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel (1938)

Krischke, Christin, Du entscheidest! Reiten mit gutem Gewissen, Schwarzenbek 2015

Lachenmayer, Peter / Klepzig, Wolfgang / Nguyen, Jens, Die Reitvorschriften der deutschen Kavallerie, Wald 2020

Mann, Thomas, Joseph und seine Brüder, Roman in vier Teilen, 1933–1943

von Neindorff, Egon, Die reine Lehre der klassischen Reitkunst, Schwarzenbek 2012

Oeser, Erhard, Pferd und Mensch. Die Geschichte einer Beziehung, Darmstadt 2007

Oliveira, Nuno, Erinnerungen eines portugiesischen Reiters. Bearbeitet von Jeanne Boisseau, übersetzt von Berthold Schirg, Hildesheim 2000

Podhajsky, Alois, Ein Leben für die Lipizzaner, Gedächtnisausgabe München 1973

Popper, Karl R., Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, 2 Bände, Bern 1957/58

Raulff, Ulrich, Das letzte Jahrhundert der Pferde. Geschichte einer Trennung, München 2015

Raulff, Ulrich, Wie es Euch gefällt, München 2025

Scheffen, Zivilrechtliche Haftung im Sport, NJW 1990, S. 2658 ff

Schiller, Friedrich, Über die ästhetische Erziehung des Menschen in einer Reihe von Briefen, 1795

Voltaire, Œuvres historiques, Paris 1957

Prof. Dr. Peter Kreutz lehrt Zivilrecht, Zivilprozessrecht und Europäische Rechtsgeschichte an der Universität Augsburg und forscht als Rechtshistoriker zur Europäischen Kulturgeschichte. Er ist in Augsburg auch als Rechtsanwalt tätig.